

Richard A. Couch

Die Kirchen in den entwickelten Ländern und die Bevölkerung der Dritten Welt

Die auffälligen Unterschiede zwischen der entwickelten und der Dritten Welt treten mir jetzt, wo ich dies schreibe, besonders klar vor Augen, denn ich reise gegenwärtig, zusammen mit meiner Frau und meinem Sohn, einigermassen intensiv in Peru und Mittelamerika herum. Siebenundzwanzig Jahre der Lehrtätigkeit an einem Seminar und weitere ökumenische Aktivitäten in Argentinien und Uruguay haben mir die ganze Problematik des Gegensatzes zwischen der Dritten Welt und der entwickelten Welt recht klar gemacht, doch die menschliche Seite unserer Erlebnisse auf dem Wege war diesmal ganz besonders eindrücklich: Zwei junge Brüder, Quechua-Indianer, die uns lächelnd aus dem tiefenden Regen in ihre Lehmhütte am Royal Inca Trail einluden, als wir auf dem Weg über die Anden nach den Ruinen von Machu-Picchu waren. Während wir dann unser Gepäck in Ordnung brachten und am dürftigen Feuer in der Ecke einige Kleider trockneten, machte der ältere Junge große Augen im Verlangen, unseren Reiseführer durchzublätern. Obwohl das Buch auf englisch abgefaßt war, war er von dessen Inhalt, den er sich vorstellte, fasziniert und bedauerte es, daß seine Eltern, die jetzt im Tal arbeiten und zu einer unbestimmten Zeit zurückkehren sollen, entschieden hatten, daß er die Schule verlassen und heimkehren solle, um die Hütte zu hüten.

Wir könnten noch lange erzählen. Wir rufen uns die verschiedenen Menschenantlitze in Erinnerung: das der erstaunlich behenden Quechua-Träger, die mit schweren luxuriösen Artikeln den Inca Trail auf und ab wanderten, so daß die wohlhabenden Trecker der entwickelten Welt vom Komfort von daheim nur wenig missen mußten; das der jungen engagierten Regierungsbeamten in Managua, die den Verlauf der Veränderungen in Nicaragua überzeugend erklärten; ihre tiefe Sorge um das Wohl des nicaraguani-

schen Volkes inmitten verheerender Uneinigkeit und ihre Angst, Washigton könnte an seine eigene Rhetorik zu glauben beginnen und die gefürchtete Invasion auslösen; die Landkooperative bei Matagalpa (Nicaragua), wo fünfzig Männer, Frauen und Kinder anfänglich zurückhaltend, später liebend gern uns voller Stolz ihre Häuser und Felder zeigten, wackeres, reinliches Landvolk, aber nur mit minimalsten Anzeichen von Wohlstand, das harte Schanzarbeit zu verrichten hatte, um sich vor nächtlichen Überfällen durch die Contras zu schützen. Eine kleine Schar einheimischer Frauen mit ledriger Gesichtshaut und ein Mann, dreißig Meilen von der honduranischen Grenze entfernt. Die Frauen sind Hebammen und haben eine einfache Ausrüstung und tüchtige Ausbildung erhalten, um ihre Leistungsfähigkeit zu steigern; sie können aber mit einer gewissen frustrierenden Häufigkeit wegen der nächtlichen Aktivität der Contras nicht zu vor der Niederkunft stehenden Frauen gelangen.

Diese flüchtigen Blicke auf einige Aspekte des Lebens in einem Winkel der Dritten Welt haben wahrscheinlich bloß folkloristischen Wert. Doch die Frage, die sie stellen, geht weit über bloße Folklore hinaus in die Weltpolitik, den Weltfrieden und die Zukunft der Menschheit. Die jetzige Studienreise wird uns nun nach Kuba führen; sodann werden wir, mit all diesen Begegnungen und Eindrücken beladen, einen Monat in New York und Philadelphia verbringen, um kirchlichen und anderen Gruppen etwas menschlich Bedeutsames mitzuteilen.

Die Frage ist, ob bei allem guten Willen das Bewußtsein der dort ansässigen Menschen ihnen ermöglichen wird, die menschliche und evangelische Bedeutung all dieser Armut, dieses Leidens und dieser Hintansetzung zu ermessen. Im ersten Augenblick können wir dies bloß verneinen. Jedenfalls ist das die Art von Antwort, die die Geschichte erteilt hat. Vielleicht sind im Lauf der Generationen die Bande zwischen mitfühlenden und gütigen Menschen rund um die Welt – ob Christen oder nicht – von Zeit zu Zeit auf diese oder jene Weise bedeutsam gewesen, doch die grausamen Räder der Geschichte haben schwächere Völker überfahren und wurden nie – oder kaum je – durch das Mitgefühl eines Volkes für ein anderes Volk oder durch die Macht ethischer Überzeugungen aufgehalten, um Macht und Habgier zu heilen.

Vielleicht gibt es also zu einer kulturüberschreitenden Dimension des Unternehmens Kir-

che nur einen sinnvollen Weg: den des Abkürzens oder den des Aufgebens. Doch die Frage, die wir hier zu stellen und wenn möglich zu beantworten suchen, ist die: Gibt es unter den Kraftreserven der christlichen Weltgemeinschaft etwas Bedeutungsvolles, das geschehen oder in die Wege geleitet werden kann, etwas, das irgendeinen gewichtigen Einfluß darauf haben kann, wie die heutigen Reichen und Mächtigen die heutigen Armen und Schwachen unterdrücken?

Das allgemeinere Problem: Die Reichen und die Armen auf der Welt

So gesehen, haben wir es mit einem sehr praktischen und sehr menschlichen Problem zu tun, an das wir von zahlreichen winzigen Gesichtswinkeln her herangehen können, um uns zu fragen, wieso die Menschen so empfinden, wie sie das tun, und was die Menschen ihre Einstellungen ändern läßt; wie man ein durchgreifendes Erziehungsprogramm zusammenstellen kann, um einen Wandel in den Haltungen und Lebensstilen herbeizuführen; welche Atmosphäre und welche Tätigkeiten wir in den Pfarreien, Diözesen, Presbyterien, Synoden usw. zu erreichen hoffen. Diese ganze Angelegenheit hat auch eine direkte Auswirkung auf unsere Liturgie, unsere Predigt-tätigkeit, unser Gebet und unsere Frömmigkeit, und jedes dieser Elemente hat einen tiefen Einfluß auf «die ganze Sache» selbst.

Es gibt Leute, die betonen würden, daß wir nur hier, in diesem vertrauteren Kreis – in unserem Innern und im innern Kreis der Christengemeinden und Pfarreien – das Problem der Trennung und der gegenseitigen Gefühllosigkeit unter den Völkern der Welt anpacken und dabei hoffen können, etwas Wirksames dagegen zu tun. Einverstanden: Wir dürfen keineswegs meinen, es stehe uns frei, uns um diesen entscheidenden Bereich «herumzudrücken». Weiter unten möchten wir darauf zurückkommen. Zunächst aber ist es wichtig, das allgemeinere Problem, weitere Wege des Herangehens zu sehen.

Die Schranken und die Feindschaft zwischen den Völkern sind nichts Zufälliges. Macht und Überlegenheitsgefühl, vereint mit einem Habitus der Habsucht, die dann für gewöhnlich in der einen oder anderen Form von Herrschaft oder Ausbeutung zum Ausdruck kommen, führen zu einer Trennung, die jahrhundertlang dauern kann.

Die Geschichte verläuft natürlich nie so einfach, aber dieses sind klassische, immer wiederkehrende Elemente. Wenn die christliche Weltgemeinschaft oder irgendeine örtliche Christengemeinde sich nach dieser ganzen Sache zu fragen beginnt, ist es entscheidend wichtig, sich bewußt zu werden, daß hinter den Hauptherren und -ausbeutern der letzten zwei Jahrhunderte (Europäer und Nordamerikaner) ein Überlegenheitsgefühl und eine Aggressivität steckten, die direkt in einer Form des Christentums wurzeln. Als höhere Wahrheitsträger, die sich dazu ernannt fühlten, die Glaubensanschauungen, das Leben und den Zustand der Völker zu ändern, annektierten und plünderten und knechteten Europäer und Nordamerikaner in einem in der Geschichte noch nie gekannten Ausmaß.

Seltsamerweise verweist uns unser Blick auf das «allgemeinere Problem» gleich auf ein peinlich intimes Problem zurück: die Möglichkeit und Formulierung eines folgerichtigen «Sündenbekenntnisses für stolze, ausbeutende christliche Nationen». Obwohl das nicht sehr liturgisch tönt, ist es eben die Art einer Änderung in unserer Liturgie, zu der es kommen wird, wenn wir über das, was wir in der Welt tun, ehrlich nachdenken und sprechen. Es muß in der christlichen Welt in bezug auf die Art und Weise, wie sie andere Welten sieht – auf sie herabsieht –, eine radikale Änderung eintreten, sonst wird kein Grund zu der Hoffnung bestehen, daß eine wirklich neue Beziehung zu den einst und jetzt Unterdrückten geschmiedet werden kann.

In den westlichen Kirchen sind sich nur wenige Gläubige bewußt, wieviel Stolz und sogar Häresie darin liegt, wie wir vor den Herrn hintreten und Gottesdienst halten. Wir verehren Gott als Einzelpersonen oder individuelle Gemeinschaften/Gemeinden. Wir bekennen unsere individuellen Verfehlungen oder suchen in der gleichen beschränkten Perspektive um Heilung und Vergebung nach. Und wenn kleine Minderheitsgruppen, zumal in der Dritten Welt, in bezug auf historische globale Sünden, die in der Welt weiterhin großen Schaden anrichten, das Gewissen wecken, werden sie als nicht rechtgläubig abgelehnt.

Diese Angelegenheit hat eine seltsame ökumenische Tragweite. Während die westliche (christliche) Religion eine besondere Tendenz zu Aggressivität an den Tag legte, waren östliche Religionen eher bestrebt, friedlich zu sein und das Leben zu respektieren. Die Gewissenserfor-

schung, die wir für die europäischen und nordamerikanischen Christen als notwendig erachten, damit irgendwelche neue Schritte zu einer menschlichen Beziehung zu den enteigneten Nationen der Welt unternommen werden können, erfolgt deshalb wohl am besten in einem ökumenischen Dialog mit Angehörigen östlicher Religionen, weil allein diese vielleicht fähig sind, uns zu dem zu rufen, was zum wahren Frieden gehört. Ökumenischer gesagt: Könnte das, «was zum Frieden dient» (Lk 19,42) und was das Christentum oft als seltsam und unattraktiv empfunden hat, nicht vielleicht erst dann wahrnehmbarer und einleuchtender werden, wenn man in einem offenen, redlichen weltökumenischen Dialog mit den östlichen Religionen, für deren klassische Einstellung der Friede so zentral ist, danach sucht?

Die Welt mit weitem menschlichen und evangelischen Interesse ansehen, besagt für die Kirche und jede andere Gruppe in irgendeiner gegebenen Situation, die politischen Alternativen ernstzunehmen. Das heißt nicht unbedingt, daß man sich voll und ganz für die eine oder die andere Partei entscheidet und sie unterstützt, obwohl bei besonderen Geschichtskonstellationen unsere Verantwortung eben das verlangen kann. Entscheidend ist, daß man sich der Beziehung zwischen dem Wohlergehen des Menschen und der Macht voll bewußt ist und auch weiß, wie Macht das Wohl des Menschen fördern oder aufs Spiel setzen kann.

Das gilt von jeder Macht, trifft aber ganz besonders auf die Macht zu, die wir selbst, ob wir es nun wollen oder nicht, schon einfach dadurch ausüben, daß wir in einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte gesellschaftlich, wirtschaftlich und national da sind, wo wir sind. Keine gläubige Kirche irgendwo auf der Welt darf diesen Sachverhalt mißachten oder es versäumen, diese Verantwortung auf sich zu nehmen und wahrzunehmen. Für denkende Christen ist es nichts Neues mehr, daß es in diesem Bereich keine Neutralität geben kann und daß eine der «wirksamsten» Weisen, Politik zu treiben, die ist, sich aus der Politik herauszuhalten. In dieser Hinsicht ist jedoch in großen Kreisen der Kirche, für welche politische Neutralität als Forderung des Evangeliums gilt, noch viel Arbeit zu leisten.

Etwas, das uns während unseres kurzen Aufenthaltes in Nicaragua am meisten stutzig machte, war der scharfe Gegensatz zwischen der Situation, wie sie von protestantischen und ka-

tholischen Laien, Missionaren und Pfarrern geschildert wurde, und dem Bild der Situation, wie es in den Vereinigten Staaten von der Regierung und den nichtamtlichen Quellen gezeichnet wird. Die Angelegenheit ist besonders ernst, weil es sich nicht einfach um Informationsdiskrepanzen handelt, sondern um einen nicht deklarierten regionalen Krieg, der schon im Gang ist, oder vielleicht gar um den Funken, der einen dritten Weltkrieg auslösen könnte. Wir müssen den Schluß ziehen, daß entweder die Kirchen von Nicaragua keine Kommunikation mit ihren Schwesterkirchen in den Vereinigten Staaten haben, oder daß sie Kontakte haben, aber nicht gebrauchen, oder daß sie diese Verbindungen gebrauchen, daß aber die Kirchen Nordamerikas das, was sie hören, nicht ernst nehmen oder daß die Angehörigen dieser Kirchen der Botschaft keinen Glauben schenken. Auf jeden Fall ist es eine schreckliche Tragödie, daß die Kirchen in Nicaragua – in der ganzen Breite des theologischen Spektrums – genügende Erfahrung und Information haben, um die offizielle Mär der US-Regierung zu entkräften, die dazu bestimmt ist, die Militarisierung der Region zu rechtfertigen. Die Darstellung aber, die gegenwärtig durchkommt, ist die offizielle, hinter der nur wenig oder keine Erfahrung oder Information steht.

Was immer auch diese Kommunikationsgeschichte uns sonst noch lehren mag, so erhellt daraus sicherlich dies: daß die Kirche außer dem Evangelium selbst im Interesse des Friedens und des Wohlergehens noch vieles andere sagen sollte, was sie für gewöhnlich irgendwie nicht verlauten läßt.

Nicaragua ist diesbezüglich ein Sonderfall, weil er uns unmittelbar angeht und gefährlich, vielleicht global gefährlich ist, aber er ist sonst gar nicht so besonders unüblich. Die Information, welche die entwickelte Welt über Konfliktstellen in der Dritten Welt besitzt, stammt aus den Nachrichtendiensten, die oft ein beneidenswertes journalistisches Geschick, aber auch ein instinktives Gespür dafür haben, was die Leute zu hören wünschen und was nach dem Wunsch befreundeter Regierungen gesagt werden sollte. Diese Quellen haben eben das nicht, was die Kirchen des jeweiligen Landes haben: eine schon lange dauernde Präsenz im betreffenden Land, eine Vielfalt von Kontakten, in verschiedenen Gesellschaftsbereichen eine persönliche Kenntnis von Gesichtspunkten, die jeweils miteinander in

Konflikt stehen. Es würde seltsam tönen, wenn man behaupten wollte, es gehöre zur Sendung der Kirche, zu einem speziellen Nachrichtendienst zu werden. Doch Nicaragua ist nicht die einzige Stätte, wo die Kirche einfach dadurch, daß sie das, was sie weiß und sieht, weitersagt, die Geschichte auf den Frieden hin ändern könnte. Information ist innerhalb der Kirche jahrhundertlang hin- und hergereicht worden. Ist nicht die Zeit gekommen, die Welt in diesen Prozeß einzubeziehen?

Ein enger Freund und Kollege, ein protestantischer Pfarrer, der sich aus Chile ins Exil begab, um sein Leben zu retten, «erfand» einen kirchlichen Dienst, der diesem Anliegen sehr entspricht, und brachte eine protestantische Denomination in den Vereinigten Staaten dazu, ihn zu diesem Dienst anzustellen. Dieser besteht darin, daß er in den Vereinigten Staaten wirkt, dabei aber oft ausgedehnte Reisen nach Lateinamerika macht, um dann in beiden Kontinenten zu Kirchen-, Studenten- und Bürgergruppen zu sprechen. Die Nachfrage nach seinen Verständnis fördernden Vorträgen nimmt beständig zu, und eine immer größere Zahl von nichtkirchlichen Gruppen bekommt ein Interesse daran, an diesem Prozeß teilzuhaben und darum zu wissen, was in diesem engagierten Mann der Kirche vor sich geht.

Ein weiterer Blick auf das Innerkirchliche

Es ließe sich noch viel mehr sagen über die verschiedenen Weisen, wie man das allgemeinere Problem in den Griff bekommt und im Kontext der glaubenden Kirche eine Antwort darauf gibt. Wir wollen jedoch, wie versprochen, das Problem wiederum aus einem intimeren, mehr innerkirchlichen Blickwinkel her sehen. Wir haben bereits den Gedanken geäußert, daß in der üblichen Praxis des Sündenbekenntnisses einige radikale Änderungen stattfänden, wenn dieses in den breiteren Rahmen der Gesellschaft und Geschichte hineingestellt würde. In der ganzen Gemeinde käme es zu tiefgreifenden Änderungen, wenn das Leben der Gemeinschaft darauf ausgerichtet würde. Man sähe jeden Teil der Liturgie als seiner Natur nach global an, nicht weil wir das erfunden hätten, sondern weil wir etwas entdeckt haben, das stets vorhanden war: die Sakramente, die Gebete, die Predigten, die besonderen liturgischen Gesten, besondere Liturgien der Solidarität mit Brüdergemeinden und -völkern rund um die Welt.

Die bei den Mitgliedern von Amnesty International nun übliche Praxis, Frau und Familie eines politischen Häftlings zu adoptieren und sich um sie zu kümmern – obwohl die Verbindungen sich um die halbe Welt erstrecken –, ist eine Art menschlichen Mitgefühls, das mit den besten Formen des christlichen Dienstes sehr übereinstimmt. Wir haben hier eine Eindringlichkeit und Menschlichkeit, welche die christliche Fürsorge in engem Kontakt mit realen menschlichen Problemen halten und konkret den breiten politischen Kontext vor Augen führen könnten, der in bezug auf den Grad des menschlichen Leidens von so großem Gewicht sein kann. Und die liturgischen, intellektuellen und praktischen Aspekte des christlichen Gemeindelebens könnten von diesem Fürsorgetypus tief beeinflusst werden.

Es besteht ein tiefer innerer Zusammenhang zwischen dieser über verschiedene Kontinente hinweg sich erstreckenden Fürsorge und dem Mitgefühl mit menschlicher Not, der wir daheim auf der Straße und in der Stadt begegnen. Die Armut, die Ungerechtigkeit und das Leid sind auf der ganzen Welt im Grunde dieselben, und es ist deshalb unvernünftig, es an der einen Stelle wahrzunehmen, an einer anderen aber nicht.

Einer der einfallreichsten Versuche, sich mit Voreingenommenheit, Rassentrennung und Armut zu befassen, wurde während der «Rassenunruhen» gestartet. Zwei presbyterianische Gemeinden, die eine mit weißen Christen der oberen Mittelklasse in einem vornehmen Wohnviertel, die andere mit schwarzen Christen der unteren Klassen in Stadtzentrum, kamen überein, je sechs Familien zu bestimmen, die aus ihrer eigenen Gemeinde ausziehen und Glieder der anderen Gemeinde werden sollten. Man ließ sich dabei vom Gedanken leiten, daß man andere Rassen eher verstehen und akzeptieren lerne, wenn man miteinander lebt, füreinander da ist, miteinander Gottesdienst hält und arbeitet, als wenn man spezielle Zusammenkünfte und Kundgebungen von Gläubigen verschiedener Rassen veranstaltet. Das Programm wurde jahrelang durchgeführt, und die Resultate waren, wie man allgemein anerkannte, ermutigend. Die Lernprozesse und die Ansprechbarkeit, die man einübte, waren wesentlich auf das ausgerichtet, was notwendig wäre, damit man heute in Lateinamerika oder Südafrika oder im Libanon einander verstünde.

Die Christenfamilie ist eine einzig dastehende weltweite Organisation. Wenige andere Organisationen, wenn es solche überhaupt gibt, sind in so vielen Teilen der Welt so stark verwachsen. Und wenige, wenn überhaupt welche, sind so tief verpflichtet, auf der ganzen Welt dazusein, und zugleich so tief und so stark mit den Bruder-

gemeinden in anderen Ländern der Welt verbunden. Daß diese Familie in allen ihren Teilen sich der Welt bewußt und für sie und die Christenfamilie als ganze offen ist, daß sie einsichtig ist und die Wahrheit weitersagt, ist für ihr eigenes Wohl und das der Welt entscheidend wichtig.

RICHARD COUCH

Studierte Theologie am Princeton Theological Seminary in New York. Nach dieser theologischen Grundausbildung weiterführende Studien und Forschungen am Union Theological Seminary in New York und an den theologischen Fakultäten der Universitäten Bonn und Straßburg. Seit 1959 als «Fraternal Worker» der Presbyterianischen Kirche der USA in Argentinien tätig. Bis 1980 war er Professor für systematische Theologie und Ethik am ISEDET, einer protestantischen theologischen Hochschule in Buenos Aires. Zur

Zeit ist er Theologischer Sekretär des Institutes für Ökumenische Beziehungen und Koordinator eines unter der Schirmherrschaft des Ökumenischen Zentrums in Montevideo stehenden Projektes für die Erneuerung der Liturgie. Veröffentlichungen: (Zusammen mit anderen Wissenschaftlern und Praktikern der Rio-de-la-Plata-Gruppe:) *Familia y sociedad* (Zentrum für Christliche Studien/La Aurora, Buenos Aires); ein Aufsatz über das biblische Verständnis von Gewissen in der Zeitschrift der Christlichen Studentenbewegung (MEC) in Argentinien, *Testimonium* (1963). Anschrift: Francisco Bilbao 1645, 1406 Buenos Aires, Argentinien.